

Mit Gewalt — mit Geduld

Von Peter Lippert S.J.

Von eurer Ohnmacht und von eurer Übermacht wollen wir heute sprechen, meine Freunde. Und ich gestehe es offen, daß ich die kühne Hoffnung habe, etwas darüber sagen zu können; denn so glaube ich teilnehmen zu dürfen an eurer Ohnmacht und an eurer Übermacht. Ja, auch an eurer Ohnmacht; denn sie ist köstlich und vornehm und eigentlich göttlich. Gott selbst wollte, da er Mensch wurde, an ihr teilnehmen.

Ohnmächtig fühlt ihr euch, und ihr seid es wirklich, wenn wir an die Wirkungen denken, die ihr alle nicht hervorbringen könnt in dieser Welt. Ihr habt so gute Gedanken, und ihr müht euch ab in kleinem oder großem Kreise, und es ist so selten, daß euch etwas nach Wunsch gelingt. Diese Welt, eure Welt, wie klein oder groß sie auch sein mag, geht ihre Wege, unbekümmert um euer Wollen. Und wenn sie je einmal sich fügsam erweist nach eurem Wunsch oder Befehl, dann ist es meist doch nicht das Rechte; es wird doch alles nicht so schön oder so gut, wie es eurem guten, zuversichtlichen und begeisterten Wollen vorschwebte.

Ach, das meiste Tun, das geschieht, wird an uns getan von einem geheimnisvollen Jemand. Wie auf einem Strom treiben wir steuerlos dahin, und es sind so schwarze und tiefe Wasser, die uns tragen, daß wir sie nicht einmal sehen können. Wir bemerken nur die ewig wechselnden Erscheinungen, die wie Uferlandschaften an uns vorübergleiten, wir wissen immer nur eins: es geht dahin.

Aber es gibt doch auch ein Tun, das wirklich von Menschen getan wird. Und auch das ist uns verwehrt, wir können uns nicht daran beteiligen. Ich will euch mit einem Worte den Grund eurer Ohnmacht sagen, meine Freunde: Das meiste in dieser Welt kann man nur mit Gewalt machen, und ihr, ihr könnt so, mit Gewalt, nichts machen, nichts von all dem, was euch machenswert, schaffenswert erscheint. So müßt ihr also hoffnungslos ohnmächtig sein. Was in dieser Welt von Menschen geschieht, sichtbar, greifbar, zählbar, wird durch Gewaltanwendung gemacht, durch die Kraft der Arme und der Beine oder der hölzernen und eisernen Werkzeuge, die man in den Händen trägt. So ist es schon von Kindheit an. Solange sich das Kind ganz ohnmächtig fühlt einem schmerzlichen Zustand gegenüber, weint es nur hilflos. Aber schnell lernt es, daß man durch heftige Bewegung von Ärmchen und Beinchen Etliches bessern kann. Und immer schnellere Fortschritte macht das junge Menschenwesen in dieser Kunst, unsichzuschlagen, zu strampeln, zu treten, die Fäuste zu gebrauchen, die Ellenbogen und die Absätze. Und dann kommt die eigenmächtige oder fremde Unterweisung im Waffengebrauch, im Gebrauch eines Steckens oder einer Keule und später eines Maschinengewehrs oder eines Tanks, und schließlich jener feinen und schlaunen

Zwangsmittel, mit denen man alle Mitmenschen und Mittiere sich gefügig machen kann. Aber auf eine Peitsche, die mit Angst, Schmerz, Hunger und Tod droht, kommt es immer hinaus.

Der etwas wackelige Gleichgewichtszustand zwischen den Völkern, den wir Frieden nennen, wird doch immer nur aufrechtgehalten durch Gewalt oder durch Drohung mit Gewalt. In der Tat kann sich, wie die Welt immer war und wie sie heute noch ist, ein Staat nur so im Dasein behaupten, daß er den mißgünstigen und habgierigen Nachbarn Angst einflößt durch seine Wehrhaftigkeit, durch die Kraft seiner gewappneten Fäuste. Durch Gewalt ist die Verteilung der irdischen Weideplätze, d. h. die Gestaltung der Weltgeschichte, wie wir in unserer hochtrabenden Rede-weise uns ausdrücken, vor sich gegangen. Immer wurde der Schwächere verdrängt vom Stärkeren, immer bekam der Gewalttätige zunächst die fetten Beutestücke und hernach auch das Recht, sie zu behalten.

Auch innerhalb der Völker wird ein friedlicher Gleichgewichtszustand immer nur erreicht durch die Kraft, mit der die Stärkeren einer Gruppe den andern ihren Willen aufzwingen, durch die eiserne Widerstandskraft, mit der die Regierenden allen Störungsversuchen vonseiten der Benachteiligten und Unzufriedenen sich widersetzen. Alle bürgerlichen Gesetzbücher gelten nur soviel, als ihnen die Strafgesetzbücher an Geltung zu verschaffen vermögen. Und wenn auch die von der Gewalt Unterjochten unter diesem Zustand leiden und darüber murren, greifen sie doch immer selbst, wenn sie einmal in den Besitz eines Machtinstrumentes gelangen, flugs zu ebensolcher Anwendung von Gewalt. Niemand dachte je anders, als daß man die menschlichen Dinge, die irdischen Verhältnisse und Zustände nur mit starker Hand, in manu forti, gestalten könne. Und diese Gestaltung dachte man nicht etwa nur oberflächlich und äußerlich, nein, man hoffte auf solche Weise bis in die untersten Tiefen der Menschenseele hineinzuwirken. Jahrtausendlang war das wichtigste Erziehungsmittel der Stock, ja selbst den inwendigsten Glauben an Gott, an Christus und seine Kirche hat man zuzeiten mit Gewalt, mit Drohung und Peinigung zu erzwingen gesucht.

Meine armen Freunde, nun wollt ihr schon anfangen, euch zu beklagen, warum ich euch solchermaßen das Herz schwer mache. Es gebe doch auch Mächte und Kräfte, die stark und sichtbar die Welt gestaltet haben und die nicht einer von außen zuschlagenden Peitsche gleichen, die vielmehr aus den Tiefen der Menschenseele hervorkommen: die großen glänzenden Visionen von Gold, von Genuß, von Glanz und Ehre, ja selbst von Glauben und Treue hätten doch ganze Völker in Bewegung gesetzt. Und wenn diese Visionen auch oft dunkel waren und abgründig, von Haß, Wut und Grausamkeit erfüllt, wenn diese gestaltenden Mächte auch nur allzu oft Dämonien waren, wilde Triebe, furchtbare Instinkte, sie kamen doch schließlich aus den Seelen selbst, waren nicht von außen mit Gewalt eingebleut. Ja, aus solchen Tiefen der Seele brachen sie hervor, daß sie schon vor allem Bewußtsein da waren, diese wilden Reiter, die den Augen der Menschen erst erschienen, wenn sie schon über die Totenfelder jagten. Woher kamen sie? Doch wohl aus den Menschenseelen selbst.

Ihr habt recht, meine Freunde, all das gibt es; aber auch diese wilden Reiter aus den Talgründen unserer Seelen sind doch immer nur Gewalttätige; alle diese Triebe, die in uns schlummern, vor allem die bösen und grausamen Triebe, können nur wirken und sich auswirken, wenn sie Gewalt brauchen. Oder habt ihr je einen haßerfüllten Menschen gesehen, der durch Geist und Güte wirken wollte? In seinem letzten Vorhaben wollte er immer nur schlagen und treten. Selbst der wundersamste Instinkt der Menschenseele, der Trieb zu Gott, wird zu einem verheerenden Trieb, wenn er sich hemmungslos, eben triebhaft entfalten kann; zu einem Religionskrieg wird er, zu einer Verfolgung, zu einem Haßgesang.

Ihr aber, meine Freunde, ihr haltet nichts von dieser Art, zu wirken. Ihr habt ja auch nicht die Machtwerkzeuge in Händen, die dazu nötig wären, und wenn sie euch geboten würden, ihr ließt sie gleich fallen, wie man glühendes Eisen fallen läßt. Ihr wollt ja nicht leugnen, daß sich mit Gewalt manches Gute oder doch Nützliche und Notwendige bewirken lasse, daß ohne Gewaltanwendung die Menschheit und vor allem die guten Menschen längst aufgefressen wären von dem menschlichen und tierischen Raubzeug. Ihr wißt wohl, ohne Zwang können wir nicht leben. Aber ihr wißt auch, ohne Liebe hat das Leben keinen Sinn. Darum wollt ihr selbst niemandem, auch nicht dem liebsten Menschen, etwas aufzwingen. Ihr meint, das sei nicht eure Sache, es gebe genug Leute, die mit Zwangsmitteln für die äußere Ordnung in der Welt sorgen, dazu brauche man euch, die ihr hier um diesen runden Tisch sitzt, wirklich nicht zu bemühen. Und wenn ihr es müßtet um eines Amtes willen, würdet ihr an diesem Amte schwer tragen; ihr würdet euch seiner schämen und es nicht als vornehm empfinden, weil es nicht schöpferisch, nicht geistig, nicht wirklich genug wäre. Ihr wollt nicht künstliche Blumen zusammenstücken, sondern lebendige Blumen sollen um euch wachsen, aus ihrem eigenen innern Gesetz und Drang, und euer ganzer Ehrgeiz ist es, einem solchen Wunder eben nur beiwohnen zu dürfen, nicht mehr dazu beitragen zu müssen als ein bißchen Pflege, sorgsame, aber ehrfürchtige und Abstand haltende Pflege, wie man sie eben Blumen oder jungen Tieren oder auch Kranken angedeihen läßt. Das ist euer Ehrgeiz, diese Bescheidenheit. Aber sie ist wahrlich der größte Stolz, den es gibt; es ist der Stolz Gottes.

Eigentlich steht ihr gar nicht so allein mit diesem eurem adeligen und vornehmen Willen. Im Grunde sind auch die großen Gewalthaber, die Gewaltmenschen, die mit aufrichtiger Fröhlichkeit ihre Peitsche schwingen, ganz und gar nicht zufrieden mit ihrer Macht. Sie fühlen mit stets wachsender Deutlichkeit, daß ihre Macht irgendwo und schon bald an ein Ende kommt, an eine sehr nahe Grenze stößt, daß sie nicht bis in die Mitte der Dinge, nicht bis ans Lebendige heranreicht. Darum versuchen sie so leidenschaftlich, schließlich sogar in das heimliche Denken und das innere Wollen der Menschen einzugreifen, es zu bestimmen, ja zu befehlen. Es liegt ihnen nichts daran, nur die Körper zu bewegen, wenn sie nicht auch die Geister unter ihren Willen beugen. Aber selbst, wo sie schließlich die Meinungen, ja die Überzeugungen der Menschen nach ihrem Befehle

formen, ist doch auch diese Errungenschaft nur künstlich hervorgebracht, nicht naturhaft gewachsen; sie hat eine leidige Ähnlichkeit mit dem Drill, den man einem Tiere beibringt. Darum streben wahrhaft große Menschen niemals nach Macht und Herrschaft im Bereiche des menschlichen Zusammenlebens. Sie schämen sich jedes Wirkens, das nur auf Gewalt beruht.

Gibt es denn gar keine Möglichkeit für uns, meine Freunde, in den Menschenseelen selbst etwas Lebendiges keimen zu lassen, so wie wir es möchten? Nicht bloß Muskelzuckungen der Körper möchten wir hervorrufen, sondern Bewegungen in der Seele. Und auch nicht nur wilde oder furchtsame Triebe, die wie Vulkane aufbrechen und wie Schlammfluten über alles Geistige sich ergießen, mit roher Gewalt alles verheerend, sondern lichtetes Denken und freies Wollen möchten wir hervorrufen, an dem wiederum Licht und Freiheit sich entzünden können. In den Seelen selbst soll das aufleuchten. Wir möchten nicht immer nur fremde Ampeln in die Menschen hineinragen, die nur kurzen Schein verbreiten und dann die Seelen wieder in Finsternis zurücklassen; für immer hell und strahlend möchten wir die Seelen machen. O, ich kenne euch, meine Freude, so wie Gott selbst möchtet ihr es machen, der in unsere Mitte tritt, und siehe, wir leben, wir atmen auf, wir blühen und bringen Frucht. Es ist nicht auffällig, dieses göttliche Wirken, nicht massenhaft, nicht laut und dröhnend, aber es ist doch da. Es gibt immer und überall Seelen, Stunden und Räume, die von Gott angerührt und durchwaltet sind, von seiner Gnade, von seiner Liebe, von seiner Gegenwart, von seiner Freiheit.

Habt ihr schon einmal das einzigartige Schaffen betrachtet, das Christus in seinem Sakramente tut? Er ist einfach da, er spricht kein Wort, er kleidet und verhüllt seine Gegenwart in leuchtenden, aber unansehnlichen Gestalten. Sonst tut er nichts. Aber das ist schon übermächtig, ein Geschehen, wie es sonst keines mehr gibt. Da nimmt er die Menschen an der Hand und redet mit ihnen auf ihrem Weg, so daß ihre Herzen warm werden und erglügen. Da brechen auch die unterbewußten Tiefen in den Seelen auf, aber nicht in unklaren und dunklen Trieben, sondern in hellen Gedanken, in frohem Aufschwung, in Hoffnung und in Jubel. Der Glaube und die Liebe ungezählter Menschen, unermesslicher Räume und Zeiten fliegt diesem Mysterium entgegen. Warum? Weil es eine Wirklichkeit ist, weil Christus wirklich da ist. Es ist die Wahrheit, die da siegt, aber nicht eine bloß gedachte oder gesprochene Wahrheit, nicht ein leeres System, nicht eine Idee oder Ideologie, sondern ein wirkliches Sein, das einfach auftritt und eben damit wirksam wird. Auch nicht ein bloßes Symbol wird da geschenkt, sondern ein Inhalt unter Symbolen. Die wunderbarsten Bildwerke, die wir geschaffen, wirken nicht so stark auf den Glauben und die Liebe der Menschen, wie es die Brotsgestalten in den Händen der Priester tun. Die genialsten Stimmungswunder, die wir mit Hilfe von Licht, Farben und Chören hervorzaubern können, ziehen die Herzen nicht so an, wie das Wunder der Wandlung, in der Brot und Wein zum Leib und zum Blut des Gottmenschen werden. Der begabteste Regisseur kann keine solchen Schauer der Ergriffenheit erzeugen, wie sie immer wieder an der

Kommunionbank sich ergießen. Und warum? Weil hier die Wirklichkeit auftritt, nicht ein kunstvoll gesprochenes Wort oder ein hochkultiviertes, aber leeres Symbol. Nicht etwas Gemachtes, sondern etwas Seiendes ist da. Seht ihr den Unterschied, meine Freunde, auch das genialste Menschentum ist nur gemacht, also schwächer als das ärmlichste Sein. Seht ihr, meine Freunde, ein Sein müssen wir einsetzen, wenn wir wirken wollen, so wie wir es möchten. Ein jedes Wesen hat aber nur eine Wirklichkeit, die es hinstellen kann, sich selbst. Auch Gott kann schließlich nichts anderes verschenken als sich selbst. Das eben ist sein Schöpfertum, daß er teilnehmen läßt an seiner eigenen Macht und Schönheit, an seinem Dasein und Leben, an seinem Geist und seiner Güte.

Seht ihr nun, meine Freunde, warum wir nicht durch Gewalt, nicht durch bloßen Zwang, durch Drohen, Schelten und Schlagen in die Tiefen eines andern Wesens hineinwirken können! Weil wir auf solche Weise nichts von uns selber geben. Wer nur schlägt und drückt, gar in Haß, Abscheu oder Verachtung, in Unmut oder Hochmut, der schließt sich eben damit ab von dem Geschlagenen, der verweigert sich ihm, der treibt ihn in die Ferne; kein Wunder, daß er ihn nicht mehr erreicht, daß er die Fühlung mit ihm und dadurch auch den Eingang zu ihm verliert. Vielleicht hat er noch Macht über seinen Leib, über seine Güter, über seine Arbeit und seinen Dienst, aber die Macht über seine Seele hat er verloren. Wirkliche Macht über ein fremdes Dasein hat nur ein wirkliches Dasein, eine tatsächliche Gegenwart. Eine solche Gegenwart aber müssen wir immer selbst leisten, da kann man sich nicht vertreten oder ersetzen lassen. Wer irgendwo wirklich sein will, der muß sich schon selbst hingeben, wer irgendwo einströmen will, der muß sich hineingeben. Wirken kann man also nur durch Schenken, durch Sich-selbst-schenken, durch Selbsthingabe. Das ist das Geheimnis alles Schöpfertums.

Diese geschenkte Wirklichkeit muß aber auch sichtbar werden, muß irgendwo an die Sinne branden; für unsichtbare Dinge ist die Menschheit nicht zu gewinnen. Selbst den unsichtbaren Gott lernt sie nur kennen und lieben, wenn sie gelernt hat, die geschaffene Welt als sein Gewand zu erfüllen oder gar in einem Menschenwesen, in einem Kind, in einem Leidenden, in einem Du Gottes höchsteigenes Ich anzureden. So müssen also auch wir sichtbar werden, sichtbar uns hingeben, wenn wir wirken wollen. Aber seht, unsere Hingabe ist das Unsichtbarste von allem, was es gibt. Sie vollzieht sich in den tiefsten Kammern unseres Seins, sie ist die Haltung und Richtung im Mittelpunkt unseres Wesens. In einem Punkt aber eine Richtung zu erkennen, das ist wahrlich kaum möglich; ein Punkt wendet sich doch nirgends hin, sonst wäre er schon kein Punkt mehr. Daher kommt es, meine Freunde, daß ihr so ohnmächtig erscheint. Das Armseligste, was es gibt, die Selbstsucht, der Haß und die Bosheit mit ihrer Gewalttätigkeit sind schmerzhaft, sogar grausam und darum sichtbar und fühlbar und darum auch siegreicher in dieser Welt als alles Gute, Reine und Heilige. Und das Mächtigste, was es gibt, eure Güte, euer Dienstwille, eure schaffensfrohe Sehnsucht, eure Traurigkeit, die um andere weint, eure Selbstaufopferung sind in Finsternis begraben, in den

gleichen Finsternissen, in denen der unsichtbare Gott wohnt. Seht ihr, das ist eure Übermacht, die Wirklichkeit eures Seins und Wollens und Leidens und Hinströmens, eine wahrhaft schöpferische Wirklichkeit. Ihre Sphäre ist die höchste und die tiefste, sie liegt in der Mitte des Seins und schafft einen tragenden Grund für alles, was wirklich werden will. Aber das ist auch eure Ohnmacht, daß ihr eurem Sein und Lieben keinen sichtbaren Ausdruck geben könnt in dieser dunklen Welt, daß wir kein Sakrament spenden können, in dem wir selbst, unser Fleisch und Blut, unsere Seele und unser ganzes Menschentum, eingehen könnten in die Seelen der andern. Wir können wohl Worte sprechen und Symbole schaffen, aber das Wort allein verklingt und verrauscht schnell, es ist kurz und arm. Und wenn wir unsere Wirklichkeit in schaubaren und greifbaren Gleichnissen aussprechen, in Farben, Formen und Klängen, dann wird sie schon gegenwärtiger für diese Welt, dann kann sie schon zu einem mächtigen Symbol werden. Aber auch Symbole können noch leer sein, aufgebauscht, unecht oder erstarrt. Ein ganz von Wirklichkeit erfülltes und überströmendes Symbol aber, das wäre ein Sakrament. Das wäre das Stärkste, was es gibt, Wirklichkeit und Sichtbarkeit in einem, so stark wie der sichtbar gewordene Gott selbst. So ist also das Wort immer schwächer als das Symbol, und dieses selbst ist schwächer als das Sakrament, das die Wirklichkeit selbst unter seiner Hülle trägt, die Wirklichkeit Gottes und seiner Liebe. Darum wird die religiöse Menschheit nie mehr aufhören, den im Sakramente gegenwärtigen Gott zu suchen, nicht etwa bloß leere Gedanken über Gott, nicht geistvolle Stimmungen in Gott, sondern ihn selbst im Sakrament. Aber Gott selbst im Sakrament, uns selbst in einem Sakrament, können wir je so etwas bieten?

Seid nicht traurig, meine Freunde; denn seht, bewußt und absichtlich und künstlich können wir kein Sakrament einsetzen. Aber es bildet sich von selbst um den Glutkern unseres Wesens, so wie es sich um Christus gebildet hat. Entsteht nicht immer eine leuchtende Hülle um jede glühende Sonne? Ist nicht Gott selbst unter dem Drang seiner schöpferischen Liebe aus seiner Unsichtbarkeit hervorgetreten? Es heißt doch: „Erschienen ist die Güte und die Menschenliebe unseres Gottes und Heilandes“ (Tit. 3, 4). Er brauchte nur da zu sein unter den Menschen, da erschien er auch schon. Gleich auf seine Geburt folgte seine Epiphanie, und sein Glanz fiel in sehende Augen, sein Trost in tastende Hände, so daß sie zu jubeln begannen: „Was von Anfang an war und was wir gehört, was wir mit Augen gesehen und was wir geschaut und was unsere Hände berührt haben vom Worte des Lebens, das verkünden wir euch. Das Leben hat sich uns geoffenbart, und wir haben es gesehen, und wir bezeugen und verkünden euch das ewige Leben, das beim Vater war und das uns erschienen ist“ (1 Joh. 1, 1—2).

So wird es auch mit euch sein, meine Freunde. Ihr braucht nur da zu sein, hier rund um den kleinen Tisch, in diesem stillsten Winkel der Welt. Ihr braucht nicht laute Programme zu entwerfen oder große Gründungen zu unternehmen oder Gewaltmärsche irgendwohin. Ihr braucht euch nicht unter Blitzlampen zu stellen; hier in diesen Dämmerungen

eurer Verborgenheit und Kleinheit webt sich ein Lichthof um eure Seelen — wenn ihr nur da seid. Aber ihr müßt da sein mit eurer Seele, ganz ausgefüllt und ausfüllend, es dürfen da keine Leerheiten und Hohlheiten, keine Lücken und keine Lügen, keine Verweigerungen und Versagungen in euch sein. Dann wird unter dem Schein des Lichtes, das in eurer Seele ist, auch in den Seelen der Menschen etwas aufblühen jenseits aller Wortkünste, fern von allen gemachten Versuchen, mit denen man sonst die Menschen bedrängt. Eine Gnade braucht nur da zu sein, um Gnade zu bewirken.

Ist es nicht ein großes Wunder, daß in einer Menschenseele etwas zu wachsen und zu blühen anfängt, wenn eine andere Seele wie eine Sonne über ihr steht und sie bestrahlt? Das ist noch wunderbarer als das Wachsen eines Keimes in der dunklen Erde, wenn die Sonne über der Scholle steht und sie anwärmt. Und solch ein Wunder, das da geschieht und das immer möglich ist, fordert unser ehrfürchtiges Staunen, unser erwartungsvolles Stillesein vor jeder dieser Seelen. Das ist das wichtigste und oft das einzige, das wir selbst beitragen können. Meine Freunde, laßt uns dastehen und warten vor dem Wunder, das in jedem fremden Menschen aufbricht oder doch möglich ist! Diese Ehrfurcht und diese Stille wird uns hindern, mit allzu aufdringlichen Worten in sie eindringen zu wollen oder gar mit schroffem Wesen, mit harten Befehlen. Diese Stille und Ehrfurcht läßt uns warten, bis das Leben in der Tiefe jener Menschen sein Werk getan hat. Wir wollen da nichts beschleunigen, nichts abkürzen, nichts ummodelln; wir wollen nicht treiben und nicht stoßen und erst recht nicht mit roher Gewalt das zarte Wesen in der fremden Seele herausziehen. Wir werden inne, daß es keine rechte Erziehung ohne Vertrauen, keine wahre Seelsorge ohne Ehrfurcht gibt.

Dieses stille, ehrfürchtige Warten und dieses demütige Staunen vor dem kommenden Wunder, das ist Geduld, meine Freunde, jene heilige Geduld, mit der wir vor jeder Herzenstür stehen müssen, um zu warten, ob sie auf unser leises Klopfen etwa aufgeht; das ist der holde Engel der Geduld, der dem furchtbaren Engel der Gewalt gegenübersteht und mächtiger ist als er. Gott selbst ist der große Geduldige, der so wartet. Wir können in dieser Geduld ihn gar nicht übertreffen; denn wir sind immer allzu ungeduldig. Diese Geduld Gottes aber ist ein langmütiges Stehenbleiben vor der frei geschaffenen Seele, die fähig ist zu wunderbaren und Gott selbst entzückenden Entscheidungen, die aber diese Entscheidungen aus sich selbst hervorbringen muß. Diese Geduld ist ein demütiges Warten, bis das zagende oder zögernde oder stammelnde Ja der Kreatur sich formt. Sie ist eine Anerkennung des eigenen Rhythmus und der eigenen Schwingungen, die in dieser Kreatur sind. Ja selbst ein duldendes Gewährenlassen ist sie gegenüber dem Irrtum, der Sünde, der Bosheit oder Krankheit, die in dieser Seele sind. Selbst dieses Unkraut, das in ihr wächst, will der ewig geduldige Gott und Herr der Seele nicht ausreißen, bis es selbst reif geworden ist zusammen mit dem guten Weizen, der auch in der Seele unterdessen heranwächst und reift.

Ja, meine Freunde, das Unkraut ist da in jedem Menschen, und wir dürfen es nicht übersehen oder leugnen wollen. Und selbst dieses Unkraut wird unsere Geduld stärken, unser Warten und unsere stille Ergebung in alle Vergeblichkeiten. Es ist doch so, daß in allen Menschen die Gier, die Leidenschaft, der Haß, die Blindheit und Torheit von unermeßlicher Größe sind, schier einen weiteren Raum einnehmen als das Lichte, das Reine und Gute. Und wenn die Menschen sich zusammenballen, wenn sie in großen Massen auftreten, schreien und marschieren, dann wird die Macht der Finsternis in allen zusammen nicht bloß zusammengezählt, sondern miteinander vervielfacht. Die neue Bosheit, die in zwei vereinten Menschen auftritt, ist immer größer als ihre beiden Bosheiten zusammengenommen. Weil aber das Unkraut da ist und bis zum Ende bleibt, darum wird kein Mensch und erst recht keine Masse von Menschen jene Früchte der Gnade bringen, die der Aussaat von Gnade entsprechen würden, es wird immer viel kostbares Saatgut verloren sein. Es gibt immer wieder Stunden, Zeiten, in denen wir einem Menschen nichts bieten, nichts schenken, nichts in ihm hervorbringen können; ja nicht einmal der gegenwärtige Gott kann sie zu einem Blühen und Wachsen verlocken. Es scheint sogar Menschen zu geben, in denen überhaupt nie ein Wunder Gottes geschieht, in denen kein Anruf der Güte Gehör findet, Menschen, die also nur für die harte Sprache der Gewalt, der Peitsche und des Schwertes empfänglich sind, die man nur zwingen kann, die man nur mit Gewalt verhindern kann, ihre wilden, verwüstenden Triebe ausbrechen und austoben zu lassen über unschuldige Kreaturen.

Aber über welche Menschen solche Unfruchtbarkeit verhängt ist, wer kann das wissen? Wir stehen vor jeder Stunde und vor jeder Seele wie vor einem tiefen Geheimnis, wer kann wissen, was sie in sich birgt? Ob die Tiefe, die darin ist, ihre Hände aufhebt, flehend, willig und sehnüchtig, oder ob sie hart und starr ist wie ein Stein? Und weil wir das nicht wissen können, gerade darum laßt uns mit stiller Geduld vor diesen Abgründen verharren. Das Wunder ist doch immer möglich, und wir dürfen es nicht versäumen, nicht verscheuchen, nicht verschütten.

Diese Geduld ist also selbst schon jenes Verschenken, jenes Verströmen, jene höchste Hingabe, die das Geheimnis alles tiefen Wirkens, alles geistigen Schaffens bildet. Indem eine Seele sich hingibt an eine andere Kreatur, verehrt sie dieses andere Dasein. Und diese Verehrung ist eben ihre Geduld. Und indem sie geduldig steht vor einer verschlossenen Türe und auf das Öffnen harrt, verläßt sie sich und das Eigene und geht zum andern, selbstlos, also auch liebend. Die Geduld ist Liebe, und jede wahre Liebe ist Geduld. Ach, meine Freunde, daß wir doch dies allezeit wüßten!